

Michael Brenner

Laudatio auf Prof. Dr. Michael Blumenthal

Ich darf zunächst meine Freude darüber ausdrücken, fast dreißig Jahre, nachdem ich an der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg mein Studium begann, wieder an meine alma mater zurückkehren zu dürfen und fühle mich geehrt, kurze Worte der Anerkennung für den heute hier Auszuzeichnenden sprechen zu dürfen, den ich bei den Vorbereitungen zur Eröffnung des Jüdischen Museums Berlin kennen und schätzen gelernt habe.

Ab und zu können Sie noch einen Dollar-Schein in die Hand bekommen, der von Michael Blumenthal unterzeichnet ist. Nicht persönlich per Hand natürlich, aber so, wie eben jeder amerikanische Finanzminister durch seinen Schriftzug auf den Banknoten verewigt ist. Man kann sich nur schwer vorstellen, was für ein Gefühl der Genugtuung das sein muss, für einen Menschen, der mit seiner Familie aus der Heimat verjagt wurde und gerade noch im letzten Rettungshafen Shanghai die Kriegsjahre überlebte.

In seiner lesenswerten Autobiographie „In achtzig Jahren um die Welt“ schreibt Blumenthal: „Mein Leben ist in vielerlei Hinsicht ein Spiegel der Höhen und Tiefen des 20. Jahrhunderts gewesen. Ich bin in jener kurzen Phase, als man auf beiden Seiten des Atlantiks einigermaßen zuversichtlich in die Zukunft schaute, in Deutschland geboren. Doch nur wenige Jahre später, während des Zweiten Weltkriegs, als Hitler die Welt in Brand steckte, saß ich in einer entlegenen Ecke Asiens fest und war so bettelarm, dass ich die Löcher in meinen Schuhen mit Zeitungspapier stopfen musste.“

Es ist eine amerikanische Karriere, und gleichzeitig eine deutsche Misere. Der Junge, der aus Deutschland vertrieben wurde, die Löcher in seinen Schuhen im Ghetto von Shanghai stopfen

musste und jahrelang keinen Pass besaß, leitete später zwei Milliardenunternehmen und war – als US-Finanzminister - an fünfter Stelle als Nachrücker für das Amt des amerikanischen Präsidenten vorgesehen.

Gesellschaftlichen Abstieg und Erniedrigung mussten die Blumenthals schon vor den Nazis erleben, als Michaels Vater Ewald Blumenthal inmitten der Wirtschaftskrise Schiffbruch erlitt und seine Bank Bankrott machte. Die Blumenthals zogen mit dem dreijährigen Michael und seiner Schwester von dem stattlichen Oranienburger Palais in die bescheidenere Stadtwohnung der Berliner Großeltern. Diesen Abstieg teilten die Blumenthals noch mit vielen jüdischen und christlichen Deutschen jener Jahre um 1930. Doch nur wenig später kam der Verlust der Rechte, der Würde, und letztlich auch der verbliebenen Mittel, den sie als *Juden* zu erleiden hatten, als Juden, die erst wieder an ihr Judesein erinnert werden mussten.

„Wie ein furchtbarer Alpdruck lastet die Aufhebung der Gleichberechtigung auf uns allen, besonders aber auf den Juden, die, wie ich, sich im Traume der Assimilation hingegeben hatten. ... So schwer es mir auch wurde, ich bin aus dem Traume, den ich mein langes Leben geträumt habe, erwacht.“ Dies schrieb am 8. Juni 1933 der Maler Max Liebermann an den hebräischen Dichter Chajim Nachman Bialik und den Tel Aviver Bürgermeister Meir Dizengoff. Ähnlich hart traf es die Blumenthals, die – assimiliert, wie sie waren - nun plötzlich aus ihrem Traum wachgerüttelt und in erster Linie zu Juden gemacht waren.

Die Blumenthals harrten, so lange es möglich war, in Deutschland aus, in dem Glauben, der Spuk würde schon vorübergehen. Doch nachdem die Synagogen brannten und der Vater verhaftet wurde, war klar, dass man hier nicht bleiben konnte. Es gelang, fast in letzter Minute, im Frühjahr 1939 die Vorbereitung für die Ausreise abzuschließen. Wohin man ging, konnte man sich schon lange nicht mehr aussuchen. Nur raus, hieß jetzt die Devise. Das letzte

Ziel, in das man relativ unbürokratisch einreisen konnte, war die internationale Stadt Shanghai. Hier traf die Familie Blumenthal drei Monate vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs ein.

Das Exil in Shanghai war nicht nur materiell schwer zu überstehen. Es war auch seelisch nicht einfach in einer Umgebung zu leben, deren Sprache man nicht beherrschte und deren Kultur einem als fremd erschien. Die Ehe der Eltern zerbrach an diesen Umständen. Der mittlerweile sechzehnjährige Michael musste für sich selber sorgen. Die Lehrjahre in Shanghai sollten den jungen Blumenthal prägen. „Lektionen fürs Leben“ nennt er selbst seine Zeit in Shanghai. Er bekam einen Sinn für die Kultur und Gesellschaft Ostasiens, die er später in seiner beruflichen Tätigkeit nutzen konnte. Und wer einmal seine wunderbare Sammlung ostasiatischer Kunst in seinem Haus in Princeton gesehen hat, weiß, dass ihn sein Aufenthalt auch kulturell geprägt hat.

Nach dem Krieg blieben nur die wenigsten Flüchtlinge in Shanghai. Michael Blumenthal ging in die USA, zunächst nach Kalifornien. Es gelang ihm, einen Studienplatz in Berkeley zu ergattern, und dann sein Wirtschaftsstudium in Princeton abzuschließen, wo er auch eine akademische Karriere begann. Seine Dissertation ging über die Industrie im Ruhrgebiet und führte ihn bereits 1953 das erste Mal ins zerstörte Nachkriegsdeutschland zurück: „Das damalige Deutschland war ein geschäftiges und hart arbeitendes, aber kein glückliches oder besonders attraktives Land, und die noch überall anzutreffenden Überreste der einst vorherrschenden Atmosphäre gingen mir auf die Nerven“ erinnert sich der nun zum Amerikaner gewordene Blumenthal: „Ich wünschte den Deutschen alles Gute, aber ihr Land war mir in vieler Hinsicht fremd geblieben.“

Hätte ihm damals jemand gesagt, er würde über vier Jahrzehnte später zumindest zeitweise nach Berlin zurückkehren und dort eine gesellschaftlich wichtige Rolle spielen, er hätte wohl nichts weniger glauben können als dies. Dazwischen lag nun auch eine bemerkenswerte amerikanische Karriere. Nach einer kurzen Lehrtätigkeit in Princeton wechselte Blumenthal in die Privatwirtschaft, wo er bald zu einem Spitzenmanager aufstieg. Mit der Übernahme des Weißen Hauses durch die Demokraten und Kennedys Versuch, eine junge neue Elite aufzubauen, begann seine politische Karriere im Alter von 35 Jahren, zunächst als amerikanischer Unterhändler bei den GATT-Verhandlungen. Desillusioniert von der amerikanischen Vietnam-Politik verließ er die Johnson-Administration und ging zunächst zurück in die Privatwirtschaft, bevor ihn Präsident Jimmy Carter 1977 zum amerikanischen Finanzminister berief.

Wer in seiner neuen Heimat eine solch glanzvolle politische Karriere durchlaufen hat, denkt normalerweise nicht darüber nach, in das Land zurückzukehren, das ihn so schändlich herausgeworfen hat. Blumenthal wurde gerufen – und kehrte zurück. Der geplante Aufbau eines Jüdischen Museums Berlin steckte in einer existentiellen Krise, als Blumenthal im Oktober 1997 gebeten wurde, für eine Übergangslösung die Leitung des in Planung befindlichen Museums zu übernehmen. Der Begriff Museum ist für die damaligen Pläne eigentlich etwas zu hoch gegriffen: denn es ging um die Jüdische Abteilung des Berlin-Museums, eine äußerst bescheidene Angelegenheit. Der damalige Direktor, der Israeli Amnon Barzel, wollte ein richtiges Museum, hatte diesen Gedanken aber auf wenig diplomatische Weise forciert und sich in einen Dauerkonflikt mit der Berliner Stadtverwaltung und der Leitung des Berlin-Museums begeben. Es schien eine ausweglose Situation, der Berliner Senat wusste selbst nicht, was man eigentlich wollte. Blumenthal erinnert sich später: „Hätte ich gewusst, wie tief der Karren des Berliner Jüdischen Museums im Dreck steckte, hätte ich das Angebot sehr wahrscheinlich auf der Stelle abgelehnt.“ Es bedurfte eines diplomatischen

Meisterstücks, das Museum zu retten. Als der Berliner Kultursenator Peter Radunski persönlich an den Flughafen Tegel kam, um den neuen Direktor abzuholen, dämmerte ihm wohl etwas von der heiklen Aufgabe, die ihm bevorstand. Wohl niemand außer Blumenthal hätte aus dem fast schon gescheiterten Projekt eine solche Erfolgsstory machen können, zu der das Museum heute geworden ist.

Ich begegnete Michael Blumenthal zum ersten Mal als Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats des Jüdischen Museums Berlin und war vor allem von zwei Dingen beeindruckt: einmal davon, dass er tatsächlich zuhörte. Der Beirat war kein schmückendes Beiwerk, der die Vorstellungen des Direktors abzunicken hatte (wie es so oft der Fall ist), sondern es ging Blumenthal tatsächlich darum, von der Runde zu lernen – und das Gelernte anzubringen. Das andere, was mich beeindruckte, war seine Professionalität. Keinerlei Eitelkeit, sondern Pragmatismus prägt seine Tätigkeit. Immer wieder sagte er, er möchte ein Museum, dessen Ausstellung auch sein 14-jähriger Sohn verstehen sollte. Ich denke, diese Haltung – ungewöhnlich für Deutschland – hat letztlich den ungeheuren Erfolg des Museums ausgemacht. Dass das Jüdische Museum Berlin heute das größte jüdische Museum Europas wurde und eine der Hauptattraktionen der an Sehenswürdigkeiten gewiss nicht armen deutschen Hauptstadt, ist vor allem Michael Blumenthal zu verdanken. Zudem hat er ein bisschen dessen, was Theodor Fontane einmal den „berlinisch-jüdischen Geist“ nannte, wieder an die Spree zurückgebracht.

Seine partielle Rückkehr nach Deutschland drückt sich auch in vielerlei gesellschaftlichem Engagement aus, so etwa ist er Mitglied des Kuratoriums der Humboldt Universität zu Berlin und der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Deutschland. Was noch schwerer wiegt, ist seine schriftstellerische Leistung. Außer der bereits erwähnten Autobiographie hat Michael Blumenthal 1999 mit dem Buch „Die unsichtbare Mauer“ eine faszinierende

„dreihundertjährige Geschichte einer deutsch-jüdischen Familie“ vorgelegt, die viel mehr ist als eine Familiengeschichte: es ist die deutsch-jüdische Geschichte der letzten dreihundert Jahre, am Beispiel seiner Familie erzählt.

Vor zwei Jahren schrieb Blumenthal über sein Leben im heutigen Berlin, anspielend auf seinen ehemaligen obersten Chef im Weißen Haus – aber mit ein wenig mehr Berechtigung als dieser: „Nachdem ich den größten Teil meines Lebens Amerikaner gewesen bin und es bleibe, muss ich klar feststellen: Auch ich bin - wieder - ein Berliner.“

An Auszeichnungen mangelt es Michael Blumenthal gewiss nicht. Ich erwähne nur die Leo Baeck-Medaille 1999, die Goethe-Medaille 2002, und zuletzt den Heinz-Galinski-Preis. In den Vereinigten Staaten wurden ihm sieben Ehrendoktorate zuerkannt. Es gereicht der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg wahrhaft zur Ehre, ihn als erste deutsche Hochschule mit dem Titel eines Ehrendoktors auszuzeichnen.